



Solidarität und partizipative Forschung

PERSPEKTIVEN FÜR DIE (FLUCHT-)MIGRATIONSFOR-
SCHUNG

Dr. Caroline Schmitt

September 2020

Der Artikel entstand im Rahmen des
Projektes Women's Science, einem
Projekt von Minor.



Das Projekt Women's Science wird aus
Mitteln der Robert Bosch Stiftung ge-
fördert.



Was bedeutet es, in der (Flucht-)Migrationsforschung eine partizipative Haltung einzunehmen und mit partizipativen Ansätzen zu arbeiten? Wie verändern sich hierdurch die scheinbar so klar getrennten Rollen der »Forschenden« einerseits und der »Beforschten« andererseits? Der Beitrag geht diesen Fragen nach und exploriert Chancen wie Grenzen partizipativer (Flucht-)Migrationsforschung vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Solidaritäts- und Inklusionsappelle auf der Ebene der wissenschaftlichen Forschungspraxis.

Seenotrettung, Nachbarschaftsnetzwerke, solidarische Städte – der Solidaritätsbegriff ist spätestens seit dem »langen Sommer der Migration« in aller Munde und Ausdruck wie Bewältigungsversuch einer mit globalen Problemlagen konfrontierten Welt (Bude, 2019). Solidarische Initiativen setzen da an, wo internationale und nationalstaatliche Entscheidungsgremien an ihre Grenzen stoßen und Herausforderungen unserer Zeit nicht mehr nachhaltig zu lösen wissen. In den Städten entstehen Allianzen zwischen Menschen mit und ohne Fluchterfahrung, inklusive Wohnprojekte, politische Artikulationsformen und Kulturräume des Zusammenseins und -arbeitens (Schiffauer, Eilert, Rudloff, 2017). Was auf parteipolitischer Ebene als Problem verhandelt wird (»Flüchtlingskrise«), führt vor Ort mitunter zu neuen und kreativen Bündnissen. Die Protagonist*innen dieser Bündnisse entfalten gesellschaftliche Visionen und setzen ganz konkret Projekte um, die ein inklusives Miteinander von Menschen mit unterschiedlicher Herkunft, Sozialisation und Lebensweise befördern sollen.

Solidarität und (Flucht-)Migrationsforschung

Doch nicht nur auf der Ebene konkreter Alltagspraxis werden solidarische Allianzen in der Migrationsgesellschaft vielfach erprobt, auch die (Flucht-)Migrationsforschung steht vor der Frage, welche Haltung sie zu ihrem »Forschungsfeld« einnehmen will. In der kritischen (Flucht-)Migrationsforschung ist in diesem Zusammenhang Anliegen, die Perspektiven und Eigendeutungen von Menschen mit (Flucht-)Migrationserfahrung aktiv wahrzunehmen – etwa in der Analyse von Interview- und Beobachtungsmaterial – und ihre Handlungsfähigkeiten und Ressourcen in der wissenschaftlichen Literatur sichtbar zu machen (z.B. Seukwa, 2006). Die Menschen, um die es in der Forschung geht, werden in dieser Sichtweise als Expert*innen ihrer Lebenswelt anerkannt. Hiermit ist ein Verständnis von (Flucht-)Migration verbunden, das sich nicht auf eine defizitorientierte und einseitig problematisierende Betrachtung einlässt. Vielmehr ist Anliegen, ein kritisch-reflexives Forschungsfeld zu konturieren, das nicht exotisierend und verändernd, sondern gesellschaftlich wach und anerkennend mit der Normalität menschlicher Bewegungen umgeht, ohne dabei erfahrenes Leid und soziale Ungleichheiten zu bagatellisieren (Peterlini, Donlic, 2020). Eine solche (Flucht-)Migrationsforschung ist getragen von einem »Engagement für ein Gegenüber, das zwar unvertraut ist und sein kann, mit dem der und die Einzelne aber in einem praktischen Zusammenhang einer geteilten von Pluralität und Globalität geprägten Lebensform steht« (Mecheril, 2018: 6).

Partizipative Erkenntnisprozesse

Seit einigen Jahren wird über das (Erkenntnis-)Interesse hinaus – den Perspektiven und Handlungsfähigkeiten von Menschen mit (Flucht-)Migrationserfahrung Raum zu verschaffen und diese in den Produkten der Forschung wie Publikationen und Vorträgen auch abzubilden – zunehmend mehr der Erkenntnisprozess als solches durchleuchtet: Wer forscht hier eigentlich über wen? Wessen Stimmen werden gehört, wessen Stimmen bleiben im Forschungsprozess marginalisiert? Wie lässt sich der forschende Prozess öffnen für jene, welche konventionell als die »Beforschten« gelten und wie lassen sich partizipative Formen von Forschung realisieren (Behrensen, Westphal, 2019)?

Vielfalt partizipativer Forschungsansätze

Unter dem Begriff der partizipativen Forschung werden vielfältige Forschungstraditionen und methodische Ansätze gebündelt (von Unger, 2014, 1-3). Gemein ist ihnen das Anliegen, Möglichkeiten und Grenzen kollaborativen Forschens gemeinsam mit jenen, welche von der Forschung betroffen sind, zu erkunden und sich für solche Formen des Forschens prinzipiell zu öffnen (Schönhuth, Jerrentrup, 2019: 61–68). Bereits ab Ende der 1960er Jahre wurde unter dem Begriff der Aktionsforschung im deutschsprachigen Raum als Aufgabe von Forschung erachtet, »mit dem Gewinn von Daten durch Forschung gleichzeitig verändernd in gesellschaftliche Verhältnisse einzugreifen« (Graßhoff, Homfeldt, Schröder, 2016: 132; auch Moser, 1998) und dabei Solidarität mit jenen zu untermauern, welche gesellschaftlich an den Rand gedrängt werden. Ab den 1980er Jahren wurden Möglichkeiten der Forschungskollaboration mit Praxispartner*innen verstärkt und politische Interessen traten in den Hintergrund (Heiner, 1988).

Vorgehensweisen

Partizipative Forschung kann, wie dieser kurze historische Exkurs verdeutlicht, verschiedene Richtungen annehmen. Hiermit kann zum Beispiel gemeint sein, die Bündnisarbeit auf eine spezifische Phase der Forschung zu fokussieren (wie etwa die Entwicklung einer Fragestellung, welche von den Betroffenen als relevant angesehen wird) oder den gesamten Prozess von der Identifizierung des Forschungsinteresses über die Erhebung, Auswertung und Publikation partizipativ auszurichten und schließlich gesellschaftliche Veränderungen anzustoßen. Partizipation kann aber auch – jenseits solidarisch-kollaborativer Forschung – bedeuten, wissenschaftliche Ergebnisse ganz grundlegend einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen und neben klassischen Publikationsorganen wie wissenschaftlichen Zeitschriften zusätzlich niedrigschwellige Publikationsplattformen zu nutzen. Auch ist eine Möglichkeit, diejenigen mit ihren selbst gewählten Repräsentationsformaten in Publikationsprojekte zu involvieren, die im Zentrum der Forschung stehen – also etwa Einzelpersonen, zivilgesellschaftliche Allianzen oder Künstler*innen.

Neue Kollaborationen

Während die Debatte um partizipative Forschung im internationalen Diskurs weit verbreitet ist (z.B. Hugmann, Pittayway, Bartolomei, 2011), scheint sie in den letzten Jahren auch in der (Flucht-)Migrationsforschung in Deutschland zunehmend mehr Gehör zu finden. Forscher*innen diskutieren in diesem Zusammenhang die Bedeutsamkeit, Menschen mit (Flucht-)Migrationserfahrung mit ihren Fähigkeiten in den Forschungsprozess zu involvieren und sie als Partner*innen und Co-Forscher*innen zu verstehen. Die Akteur*innen können durch ihre Erfahrung wertvolles Wissen im Forschungsprozess bereitstellen und generieren (Aden et al., 2019). Menschen, die fliehen oder geflohen bzw. migriert sind, wissen aus eigener Erfahrung, wie etwa der behördliche Umgang nach dem Ankommen in Deutschland aussieht; sie können hauptamtliche Forscher*innen zum Beispiel für eine adäquate Forschungsausrichtung in diesem Themenfeld sensibilisieren und aktiv beteiligt werden. Als Co-Forscher*innen können sie ihr Wissen in die Planung, Umsetzung und Präsentation von Forschungsergebnissen einfließen lassen und zentrale Fragestellungen in einem Projektkontext identifizieren, durch ihre Erfahrungen und

Sprachkenntnisse beim Feldzugang unterstützen und/oder selbst Interviews, Begehungen oder Gruppendiskussionen initiieren (Abay, Engin, 2019).

Voraussetzungen partizipativer Forschung

Das voraussetzungsreiche Unterfangen partizipativer Forschung bricht die Trennung zwischen Forschenden und Beforschten auf und schafft neue Formen der Kollaboration. In der Literatur wird vielfach herausgestellt, dass ein solcher Forschungsprozess einer guten Vorbereitung bedarf, stetige Reflexion und Zeit braucht, Bedingungen gleichberechtigter Entlohnung und vertrauensvolle Räume, in denen Machtungleichheiten und Asymmetrien durchweg thematisiert und abgemildert werden (Bergold, Thomas, 2012). Zukunftsweisend ist in diesem Zusammenhang eine noch stärkere Institutionalisierung partizipativer Forschungsweisen – zum Beispiel in der wissenschaftlichen Antragslogik, welche in der Regel standardmäßig eine Vergütung der hauptamtlich Forschenden und seltener der Co-Forscher*innen vorsieht, wodurch partizipative Forschung Gefahr laufen kann, die Co-Forscher*innen mit ihren Ressourcen auszubeuten (Hauser, 2020, 257).

(Un-)Bedeutsamkeit des wissenschaftlichen »Elfenbeinturms«

Partizipative Forscher*innen verbindet der Gedanke, dass Forschung nicht immer und ausschließlich im sogenannten »Elfenbeinturm« stattfinden kann, sondern die Teilhabe derer braucht, deren Lebenswelten im Fokus des Forschungsinteresses stehen. Gegenstand wissenschaftlicher Debatten ist immer wieder die Frage, wie sich das Verhältnis von Forschung und gesellschaftlicher, auch politischer Einmischung in die sozialen Verhältnisse gestaltet (Thole, Wagner, 2019). Verdichtet gesprochen argumentieren die einen für die Notwendigkeit einer Wissenschaft jenseits von Praxislogik und Anwendungszwang. Wiederum andere erachten Forschung grundsätzlich als politisch, da sie immer mehr sei als eine Analyseleistung aus der Distanz heraus. Dazwischen liegen zahlreiche Möglichkeitsräume. Das Anliegen dieses Textes ist nicht, im Sinne einer Entweder-oder-Logik für eine spezifische Perspektive zu votieren. Vielmehr braucht es, so die These, gerade die Vielfalt verschiedener wissenschaftlicher Herangehensweisen. Partizipative Ansätze können in diesem Zusammenhang *eine* Möglichkeit neben weiteren sein, sie stoßen mitunter aber auch an Grenzen (von Unger, 2018): So sind geflüchtete Menschen gesellschaftlich dadurch marginalisiert, dass sie nicht immer und vorbehaltlos ein Aufenthaltsrecht in dem Land haben, in dem sie sich aufhalten. Auch die Planung eines gleichberechtigten Forschungsprozesses kann diese Machtasymmetrie nicht auflösen und darf dies den Co-Forscher*innen auch nicht suggerieren. Mitunter können lebensweltliche Probleme der Akteur*innen dringlicher sein als eine Mitwirkung an partizipativer Forschung. Partizipative Forschung darf nicht dazu beitragen, den Blick für diese Ungleichheiten zu verlieren. Und dennoch bietet sie – trotz dieser herausfordernden Punkte – Potenziale, welche es weiter auszuloten lohnt.

Solidarisches Potenzial

Potenziale bestehen unter anderem darin, durch partizipative Forschung nicht nur zu neuen Erkenntnissen zu gelangen, sondern den konventionellen Rollen von Forschenden und Beforschten grundlegend neuen Wind einzuhauchen, sie flexibel zu denken und durch ein solidarisches

Band zusammenzubringen. Dieses Band entsteht durch ein geteiltes Interesse an einer *gemeinsamen* Forschung und einem gemeinsamen Verstehensprozess. Solidarität meint in diesem Sinne die Verbündung aller Beteiligten in einem gemeinsamen Erkenntnis Anliegen und ein gemeinsames Ausloten, wie die Lebensumstände im Sinne der Betroffenen zusammen erfasst und ggfs. verändert werden können. Gerade vor dem Hintergrund eines möglichen Ohnmachtserleben, etwa von Menschen im Asylverfahren, kann partizipative Forschung empowernd sind und einen Raum eröffnen, indem die Co-Forscher*innen sich mit ihren Fähigkeiten, aber auch Sorgen ernst genommen fühlen (Graßhoff, Homfeldt, Schröer, 2016: 136–138). Sie kann darüber hinaus einen gesamtgesellschaftlichen Bildungs- und Befähigungsraum entstehen lassen zwischen allen an der Forschung Beteiligten und jenen, welche mit den Forschungsergebnissen konfrontiert werden.

Reflexive Haltung

Ein partizipativer Forschungsprozess bedarf, wie jegliche Forschung, einer grundlegend reflexiven Haltung (Aden et al., 2019). In der Sozialen Arbeit gilt für das professionelle Handeln, die Autonomie der Adressat*innen zu wahren und anwaltschaftlich gemeinsam mit ihnen auf einen würdevollen und gelingenderen Alltags hinzuwirken (Thiersch, 1992). Diese Perspektive lässt sich auf die Ebene der Disziplin übertragen: In der Forschung kann ein kollaboratives Forschen bedeuten, durch die Forschungspraxis die Autonomie der Betroffenen zu stärken und – wenn dies von den Akteur*innen gewollt ist – sie nicht ausschließlich als »zu Beforschende«, sondern als *Forschungspartner*innen* zu betrachten. Zugleich ist das gesamte Anliegen von Spannungsfeldern durchzogen. So geht das partizipative (Flucht-)Migrationsforschung potenziell mit der Gefahr einher, Kategorisierungen wie »Geflüchtete« oder »Nicht-Geflüchtete« sowie »Migrant*innen« und »Nicht-Migrant*innen« durch den Gedanken des Einbezugs einer spezifischen »Gruppe« festzuschreiben und zu zementieren (Diehm, Kuhn, Machold, 2010). Eine solche Reifizierung von Differenz ist eine Problematik jeglicher Forschung und bedarf reflexiver Zugänge zum eigenen Tun, um bearbeitet werden zu können – und dies ganz unabhängig davon, wie der Forschungsprozess im Einzelnen aussieht. Zentral erscheint hierbei, stets zu reflektieren, ob eine Festschreibung von Differenz – zum Beispiel durch die Wahl der Forschungsfrage – vorgenommen wird und gemeinsam mit den Beteiligten hierüber in einen Austausch zu nicht verändernden Vorgehensweisen zu kommen.

Ausblick

Partizipative Forschung ist an dieser Stelle eng mit dem Anliegen eines reflexiven Inklusionsverständnisses verknüpft, welches die Öffnung und Nicht-Ausgrenzung aller Menschen in gesellschaftlichen Teilsystemen als Realutopie und Befreiung denkt (Jantzen, 2015), sich ausschließenden Kategorisierungen dezidiert widmet und diese überwinden will (Dannenbeck, Dorrance, 2009). Für eine partizipative (Flucht-)Migrationsforschung ist zentral, die eigenen Kategorisierungsprozesse – auch und insbesondere vor dem Hintergrund der partizipativen Idee – stets zu befragen und (Flucht-)Migrationsforschung nicht als verbesondernde, spezifische Forschung *über* vermeintlich spezifische Menschen zu definieren, sondern sie ganz grundlegend als Gesellschaftsforschung in einer globalen Welt zu verstehen (Hill/Yıldız, 2018).

Partizipative Forschung als eine Möglichkeit von Forschung neben weiteren ernst zu nehmen und weiter zu diskutieren, bringt (nicht nur) die (Flucht-)Migrationsforschung in Bewegung. Sie schafft ein Feld, das in seinem solidarischen Potenzial noch viel mehr als bisher exploriert und vorangetrieben werden kann.

Literaturverzeichnis

- Abay, R. A., Enging, K. (2019). Partizipative Forschung: Machbarkeit und Grenzen – Eine Reflexion am Beispiel der MiBeH-Studie. In B. Behrensen, M. Westphal (Hg.), *Fluchtmigrationsforschung im Aufbruch. Methodologische und methodische Reflexionen* (S. 379–396). Wiesbaden: Springer VS.
- Aden, S., Schmitt, C., Uçan, Y., Wagner, C., Wienforth, J. (2019). Partizipative Fluchtmigrationsforschung. Eine Suchbewegung. *Zeitschrift für Flucht- und Flüchtlingsforschung (Z'Flucht)*, 3(2), 302–319.
- Behrensen, B., Westphal, M. (Hg.) (2019). *Fluchtmigrationsforschung im Aufbruch. Methodologische und methodische Reflexionen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Bergold, J., Thomas, S. (2012). Partizipative Forschungsmethoden: Ein methodischer Ansatz in Bewegung [110 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 13(1), Art. 30, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1201302> (abgerufen am 5. August 2020).
- Bude, H. (2019). *Solidarität. Die Zukunft einer großen Idee*. München: Carl Hanser.
- Dannenbeck, C., Dorrance, C. (2009). Inklusion als Perspektive (sozial-)pädagogischen Handelns – eine Kritik der Entpolitisierung des Inklusionsgedankens. *Zeitschrift für Inklusion*, 3(2). <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/161> (abgerufen am 21. August 2020).
- Diehm, I., Kuhn, M., Machold, C. (2010). Die Schwierigkeit, ethnische Differenz durch Forschung nicht zu reifizieren – Ethnographie im Kindergarten. In F. Heinzel, A. Panagiotopoulou, (Hg.), *Qualitative Bildungsforschung im Elementar- und Primarbereich* (S. 78–92). Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren.
- Graßhoff, G., Homfeldt, H. G., Schröer, W. (2016). *Internationale Soziale Arbeit. Grenzüberschreitende Verflechtungen, globale Herausforderungen und transnationale Perspektiven*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Hauser, M. (2020). Qualität und Güte im gemeinsamen Forschen mit Menschen mit Lernschwierigkeiten. Entwurf und Diskussion von Qualitätskriterien Partizipativer und Inklusiver Forschung. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- Heiner, M. (Hg.) (1988). *Praxisforschung in der sozialen Arbeit*, Freiburg im Breisgau.
- Hill, M, Yildiz, Y. (Hg.) (2018). Postmigrantische Visionen. Erfahrungen - Ideen - Reflexionen. Bielefeld: transcript.
- Hugman, R., Pittaway, E., Bartolomei, L. (2011). When 'Do No Harm' Is Not Enough: The Ethics of Research with Refugees and Other Vulnerable Groups. *The British Journal of Social Work*, 41(7), 1271–1287.

- Jantzen, W. (2015). Inklusion und Kolonialität – Gegenrede zu einer unpolitischen Inklusionsdebatte. In M. Dust, S. Kluge, A. Liesner, I. Lohmann, D. Salomon, J. M. Springer, G. Steffens, E. Weiß, (Hg.), *Jahrbuch für Pädagogik 2015. Inklusion als Ideologie* (S. 241–254). Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Mecheril, P. (2018). Solidarität als Anspruch rassismuskritischer politischer Bildungsarbeit. *Überblick. Zeitschrift der Informations- und Dokumentationsstelle gegen Gewalt, Rechtsextremismus und Ausländerfeindlichkeit in Nordrhein-Westfalen*, 2, 3–7.
- Moser, H. (1998). Praxisforschung als Mittel zur Entwicklung von Fachhochschulen. *Beiträge zur Lehrerinnen- und Lehrerbildung*, 16(1), 49–56.
- Peterlini, H.K., Donlic, J. (2020). Migration verstehen / Understanding migration. In Peterlini, H.K. & Donlic, J. (Hrsg.), *Jahrbuch Migration und Gesellschaft 2019/2020. Schwerpunkt „Digitale Medien“*. Bielefeld: transcript, 7–13.
- Schiffauer, W., Eilert, A., Rudloff, M. (2017). *So schaffen wir das – eine Zivilgesellschaft im Aufbruch. 90 wegweisende Projekte mit Geflüchteten*. Bielefeld: transcript.
- Schönhuth, M., Jerrentrup, M. T. (2019). Partizipation und nachhaltige Entwicklung. Ein Überblick. Springer VS: Wiesbaden.
- Seukwa, L. H. (2006). *Der Habitus der Überlebenskunst. Zum Verhältnis von Kompetenz und Migration im Spiegel von Flüchtlingsbiographien*. Münster: Waxmann.
- Thiersch, H. (1992). *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel*. Weinheim: Juventa.
- Thole, W., Wagner, L. (2019). Von der radikalen Kritik zum politischen Dornröschenschlaf. *Sozial Extra*, 1, 35–39 <https://doi.org/10.1007/s12054-018-0139-7>
- Von Unger, H. (2018). Ethische Reflexivität in der Fluchtforschung. Erfahrungen aus einem soziologischen Lehrforschungsprojekt [47 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 19(3), Art. 6, <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-19.3.3151>
- Von Unger, H. (2014). *Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis*. Wiesbaden: VS.

Caroline Schmitt, Dr., Dipl.-Päd., forscht und lehrt zu (Flucht-)Migration, Inklusion und Diversität, Solidarität und Transnationaler Sozialer Arbeit am Institut für Erziehungswissenschaft der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

E-Mail: schmica@uni-mainz.de, schmitt_caroline@gmx.de

ResearchGate-Profil: https://www.researchgate.net/profile/Caroline_Schmitt2

Impressum

Women's Science ist ein Projekt von



Alt-Reinickendorf 25
13407 Berlin
Tel.: +49 30 –39 88 69 28
E-Mail: minor@minor-kontor.de

www.minor-kontor.de

Women's Science ist gefördert von der

